

Wolfgang Frühwald
Das Gedächtnis der Frömmigkeit

Wolfgang Frühwald

Verlag der WELT
RELIGIONEN

Das Gedächtnis
der Frömmigkeit.
Religion und
Literatur in
Deutschland

Seit Martin Luther in seiner wortgewaltigen Bibelübersetzung die deutsche Sprache auf das Niveau der heiligen Sprachen des Mittelalters gebracht hat, sind Spiritualität und Sprache im Deutschen nur schwer voneinander zu trennen. Die Frömmigkeit steht an der Wiege deutscher Literatur und ihrer Sprache. Das in Literatur verwandelte und so bewahrte Gedächtnis reicht weit über die Aufklärung und ihre sprachliche Säkularisation hinaus in die Moderne. In fünfzehn Kapiteln zeichnet das Buch den Entwicklungsweg deutscher Literatur am Beispiel unterschiedlicher Stationen der Frömmigkeit nach. Sie handeln von Friedrich Spee von Langenfeld, dem Beichtvater der Hexen, von der Empfindsamkeit der Sophie von La Roche, von der »Hausfrömmigkeit« des Matthias Claudius und der »Weltfrömmigkeit« Goethes. Sie folgen dem Weg sprachlicher Säkularisation in der Romantik, als die Ästhetik an der Wende vom 18. zum 19. Jahrhundert Funktionen übernahm, die noch in der Aufklärungszeit der Religion vorbehalten waren. Von der Romantik führt der Weg zu den Frömmigkeitsformen der Moderne: zur Erfahrung Gottes im Schmerz bei Adalbert Stifter, zum religiösen Sozialismus Alfred Döblins, zu Elisabeth Langgässers Versuch, Mythos und Frömmigkeit zu verbinden, zu der Gebetshoffnung Reinhold Schneiders, aus der er die Kraft zum Widerstand gegen die nationalsozialistische Barbarei gewonnen hat, und schließlich zur Gestaltung menschlicher Passionen bei Horst Bienek, Peter Huchel und Tankred Dorst.

Wolfgang Frühwald, geboren 1935, Professor (em.) für Neuere Deutsche Literaturgeschichte an der Ludwig-Maximilians-Universität München. 1982-1987 Mitglied des Wissenschaftsrates. 1992-1997 Präsident der Deutschen Forschungsgemeinschaft. 1994-1998 Mitglied des Rates für Forschung, Technologie und Innovation. 1999-2007 Präsident der Alexander von Humboldt-Stiftung. Zahlreiche Arbeiten über Mystik und Frömmigkeitgeschichte vom Mittelalter bis zur Moderne.

VDR

WOLFGANG FRÜHWALD
DAS GEDÄCHTNIS
DER FRÖMMIGKEIT

RELIGION, KIRCHE UND LITERATUR
IN DEUTSCHLAND
VOM BAROCK BIS ZUR GEGENWART

VERLAG DER
WELTRELIGIONEN

Gefördert durch die
Udo Keller Stiftung Forum Humanum

Bibliographische Information der Deutschen Nationalbibliothek
Die Deutsche Nationalbibliothek verzeichnet diese Publikation
in der Deutschen Nationalbibliographie; detaillierte bibliographische
Daten sind im Internet abrufbar.
<http://dnb.d-nb.de>

© Verlag der Weltreligionen
im Insel Verlag Frankfurt am Main und Leipzig 2008
Alle Rechte vorbehalten, insbesondere das der Übersetzung,
des öffentlichen Vortrags sowie der Übertragung
durch Rundfunk und Fernsehen, auch einzelner Teile.

Kein Teil des Werkes darf in irgendeiner Form
(durch Fotografie, Mikrofilm oder andere Verfahren)
ohne schriftliche Genehmigung des Verlages reproduziert
oder unter Verwendung elektronischer Systeme verarbeitet,
vervielfältigt oder verbreitet werden.

Einband: Hermann Michels und Regina Göllner

Satz: Hümmer GmbH, Waldbüttelbrunn

Druck: Druckhaus Nomos, Sinzheim

Bindung: Buchbinderei Lachenmaier, Reutlingen

Printed in Germany

Erste Auflage 2008

ISBN 978-3-458-71009-7

DAS GEDÄCHTNIS DER FRÖMMIGKEIT

INHALT

Einführung	11
Untröstlichkeiten I: Der Hexenbeichtvater	
Friedrich Spee von Langenfeld	33
Empfindsame Frömmigkeit: Sophie von La Roche ...	49
Hausfrömmigkeit: Matthias Claudius	65
Weltfrömmigkeit: Johann Wolfgang Goethe	91
Ästhetische Frömmigkeit: Kunst der Romantik	115
Säkularisation der Sprache: Clemens Brentano	142
Naturfrömmigkeit und Erinnerung:	
Joseph von Eichendorff	159
Gottes Nähe im Schmerz: Adalbert Stifter	182
Religiöser Sozialismus: Alfred Döblin	200
Mythische Frömmigkeit: Elisabeth Langgässer und	
Cordelia Edvardson	218
Widerstand aus dem Glauben: Reinhold Schneider ...	233
Frömmigkeit im Krieg: Albrecht Goes	250
Passionsfrömmigkeit: Horst Bienek, Peter Huchel,	
Tankred Dorst	265
Die Grausamkeit der Frommen: Bartolomé de las	
Casas und die katholische Literatur in Deutschland	280
Untröstlichkeiten II: Vom freiwilligen Tod der	
Dichter	300
Nachschrift	314
Anmerkungen und Hinweise	324
Zu den Abbildungen	366
Personenregister	370

*Für Margret und Johannes Dichgans
in Freundschaft*

EINFÜHRUNG

Natürlich ist Frömmigkeit keine christliche Erfindung. Wer der Frömmigkeit als einer menschlichen Grundhaltung nachspürt, wird weit über das Christentum hinaus in frühe Zeiten geführt, in frühe geschichtliche und selbst in prähistorische Zeiten, von denen heute Gesten, Brauchtum und Rituale stärker als sprachliche Zeugnisse künden, ohne daß wir uns im Alltag darüber Rechenschaft geben. Die menschliche Kommunikation ist auf Symbole (auf über sich hinausweisende Zeichen) angewiesen, um den Alltag zu ordnen, um die Welt zu »begreifen«, sie nicht nur zu benennen. Der sprachliche Zugang zur Wirklichkeit ist uns allen geläufig. Wir sind geneigt, ihm Vorrang vor anderen Zugängen zu geben. Doch ist dieser Weg, auch wenn er literarisch und poetisch, das heißt in einer Sprache mit Tiefendimension und vielfältigen Assoziationsfeldern, vermittelt wird, eher ein indirekter Zugang, der Distanz und Vertrautheit zugleich schafft. Ob wir dem Berg, den wir besteigen, einen Namen geben oder nicht, ist dem Berg gleichgültig. Die Ameisen, meinte Max Frisch, kümmern sich nicht um die Erforschung ihrer Lebensweise durch die Menschen, »so wenig wie die Saurier, die ausgestorben sind, bevor ein Mensch sie gesehen hat. (. . .) die Natur braucht keine Namen«. Die Quellen der menschlichen Erinnerung sind eingreifende, prägende Ereignisse, meist Katastrophen, die zu Sagen und Liedern verdichtet von der Gebrechlichkeit der Welt erzählen. Die Steine aber brauchen unser Gedächtnis nicht, und »die Natur kennt keine Katastrophen«. Benennungen (zur Bändigung der Katastrophen) sind spezifisch menschliche Weisen des Zugangs zur Wirklichkeit, doch jenseits der Wörter und der Sätze, jenseits von Sprache und Schrift, ihnen vermutlich sogar vorausgehend, ist unser Kommunikationsverhalten geprägt von sich wandelnden, oft nur noch rudimentär erhaltenen Mythen,

Ritualen und Gesten. Die mit den Mythen, den alten Göttergeschichten, verbundenen Rituale der Verehrung, der Unterwerfung, der Götterfurcht und der Bitte um Hilfe sind – in einem offenen und an den Rändern unscharfen Begriff – ursprünglich magisch-religiöse Handlungen, die zu allen Zeiten und in allen Kulturen zur Bewältigung von Wirklichkeit und zur Strukturierung des sozialen Alltags dienen. Sie sind in der Moderne häufig in Brauchtum oder in unbewußt verwendete Gebärden, aber auch und vor allem in Literatur verwandelt und dort so aufbewahrt, daß sie – nach Elias Canettis Befund – zu unserem Leben auferstehen können. Rituale machen, nach einer glaubhaften Theorie, etwa 70 Prozent unserer kommunikativen Handlungen aus, während die Sprache daran nur zu etwa 30 Prozent beteiligt ist. Angeblich beziehen sich Rituale auf die immer gleichen menschlichen Grundbedürfnisse, auf die Versöhnung der Götter, auf Gesundheit und Wohlstand, auf das Gelingen bestimmter Lebensübergänge. Sie entstehen und leben demnach in einem Raum der »Frömmigkeit«, in dem sich die Begegnung des Menschen mit dem ereignet, was sein Denken, sein Begreifen und die Erhaltensbedingungen seiner Existenz übersteigt.

EUSÉBEIA, PIETAS, FRÖMMIGKEIT

Christliche Frömmigkeit, um die es in diesem Buch vornehmlich geht, steht mit den Verhaltensformen der Vorzeit in enger Verbindung. Sie hat insbesondere jüdische und antike Elemente in sich aufgenommen. Die griechische *eusébeia* und die lateinische *pietas* bezeichneten lange vor der deutschen Wortbildung eine ähnliche Grundhaltung des Menschen, die scheue Ehrfurcht vor dem Numinosen, die Gottesfurcht, aber auch die Liebe der Eltern zu ihren Kindern und die der Kinder zu ihren Eltern. In Martin Luthers Bibelübersetzung kommt das von »fromm« abgeleitete Abstraktum »Frömmigkeit« relativ selten vor, dort aber, wo es erscheint, ist es ausdrucksstark. Über Hiob zum Beispiel spricht im gleichnami-

gen Buch des Alten Testamentes der Herr zu Satan: »Denn es ist seinesgleichen im Lande nicht, schlecht und recht, gottesfürchtig und meidet das Böse und hält noch fest an seiner Frömmigkeit; du aber hast mich bewogen, daß ich ihn ohne Ursache verderbt habe.« (Hiob 2,3) Als der Herr dann Hiob in die Hand des Satans gibt und der seinen Leib »mit bösen Schwären [schlägt] von der Fußsohle an bis auf seinen Scheitel«, sagt Hiobs Weib zu ihrem Mann: »Hältst du noch fest an deiner Frömmigkeit? Ja, sage Gott ab und stirb!« Doch der in der Zuversicht auf Gottes Weisheit, das heißt in seiner Frömmigkeit, gefestigte Hiob antwortet ihr: »Du redest, wie die närrischen Weiber reden. Haben wir Gutes empfangen von Gott und sollten das Böse nicht auch annehmen? In diesem allem versündigte sich Hiob nicht mit seinen Lippen.« (Hiob 2,9f.) Im lateinischen Text der Bibel (in der Vulgata) ist an diesen Stellen nicht *pietas*, sondern *innocentia* (das heißt: Unschuld) zu lesen; ganz konsequent übersetzt die englische King-James-Version der Bibel *innocentia* mit *integrity*. Luther, der die Frommen des Alten und des Neuen Testamentes sonst als die *dikaioi*, das heißt als die Gerechten des griechischen Urtextes, kennt, hat »Frömmigkeit« im Buch Hiob als Übersetzung für *innocentia* offenkundig mit Bedacht gewählt und das Wort abgerückt von Stellen wie Sprüche 2,9, wo es heißt: »(Mein Kind, so du willst meine Rede annehmen und meine Gebote halten [...] [Sprüche 2,1]), alsdann wirst du verstehen Gerechtigkeit und Recht und Frömmigkeit und allen guten Weg.« Die »Frömmigkeit« Luthers also meint nicht nur das Leben der Gerechten vor Gott und den Menschen, sondern die standhafte Ergebung in Gottes Willen und immer das Gegenteil von Sünde. In dieser Bedeutung enthält sie noch viel von der umfassenden Bedeutung der lateinischen *pietas*, welche die Kindes- und die Kinderliebe auf das Verhältnis der Bürger zur (patriarchal verstandenen) Autorität des nach Familienverbänden gegliederten Staates übertrug. *Iustitia et pietas duo sunt regnorum omnium fundamenta*, stand am Hohen Tor in Danzig zu lesen, das heißt: »Gerechtigkeit und Frömmigkeit sind die beiden Grundlagen aller Herrschaft.«

Pietas ist demnach mehr als ein innerfamiliäres Verhaltensmuster, nämlich bis ins 19. Jahrhundert hinein ein politisches Prinzip, das schon im jüdischen Denken und schließlich in christlicher Zeit das Verhältnis der Menschen zu dem als Vater, Schöpfer und Erhalter verstandenen Gott, analog dazu die Verhältnisse innerhalb des Familienverbandes und die der Untertanen zur monarchischen Staatsführung ordnete. Die berühmte Formel des aufgeklärten Absolutismus, die (zum Beispiel im *Allgemeinen Landrecht für die Preussischen Staaten*, 1794) »Ruhe, Ordnung und Sicherheit« als Staatsziele benennt, meint in der angestrebten »Privatglückseligkeit« die Fürsorge des Staates für jene Bürger, die seinen Autoritäten den schuldigen Gehorsam bewahren. Den tätigen Bürgern, welche die Ordnung des Staatswesens achten und mit herbeiführen, garantiert der Staat ein ruhiges und sicheres Leben. Der Jurist Goethe hat diese Formel 1795, im Jahr nachdem das *Allgemeine Landrecht* in Preußen in Kraft gesetzt worden war, sogar in das Liedchen der Philine aufgenommen, in das Lied jener leichtlebigen Schauspielerin, die Wilhelm Meister in die Liebe einführt. Die Melodie des Liedchens wird als »sehr zierlich und gefällig« beschrieben:

Mit wie leichtem Herzensregen
horchet ihr der Glocke nicht,
die mit zwölf bedächt'gen Schlägen
Ruh und Sicherheit verspricht!

RITUALE DES ÜBERGANGS

Die Tradition einer so verstandenen »Frömmigkeit« geht weiter in die Antike zurück als bis in die Zeit des frühen Christentums und damit in die römische Kaiserzeit, nämlich bis in das antike Ägypten, und ist noch heute an Brauchtum und Ritualen wiederzuerkennen. So ist zum Beispiel in Gärten und Vorgärten, in der Stadt und auf dem Land, in unserem Kulturkreis die Geburt eines Kindes oft daran zu erken-

nen, daß Freunde und Nachbarn vor dem betreffenden Haus, vor der Tür, im Vorgarten, einen Baum errichten. Auf seiner Spitze thront die Abbildung eines Storches, dekoriert mit Babywäsche und Schnullern. Wir erzählen den Kindern, der Storch bringe die Neugeborenen. Er gilt als wohlfeile Ausrede für Eltern, die ihre Kinder über Vorgänge der Zeugung und der Geburt nicht aufzuklären vermögen oder dies nicht wollen. Dabei ist die Fabel von Adebar, wie der Storch im Norden Deutschlands genannt wird (abgeleitet von einem Tier *otibero*, das *ot* = Reichtum, Segen bringt), tief in antiken Vorstellungen verwurzelt. Sie sind keineswegs so nebensächlich, daß wir das Brauchtum des Storchenaumes auf die harmlosen Verse von Wilhelm Busch reduzieren könnten. »Wo kriegten wir die Kinder her / Wenn Meister Klapperstorch nicht wär'?« heißt es in dessen, neben *Max und Moritz*, vermutlich berühmtester Bildergeschichte *Die fromme Helene* (1872). Seit vielen hundert Jahren schon, auch heute noch, wird die Geburt eines Kindes mit der Pflanzung eines Baumes verbunden, dessen Gedeihen oder dessen Verfall auf das Leben dieses Kindes gedeutet wird. Der Storch aber, der über einen solchen Baum gleichsam auf das Dach des Hauses gesetzt wird, in dem das neue Kind geboren wurde, weist auf die enge Verbindung, welche die Antike mit dem aus jüdischen Wurzeln hervorgegangenen Christentum eingegangen ist. Durch Aristophanes ist der Glaube der alten Griechen überliefert, daß die jungen Störche, wenn sie flügge geworden sind, ihre Eltern ernähren; schon im antiken Ägypten war der Storch deshalb Sinnbild kindlicher Dankbarkeit, die Römer gaben der Personifikation der *pietas*, der Kindes- und der Elternliebe, einen Storch bei, der auch auf ihren Grabmälern zu finden ist, und noch die frühen Kirchenväter rühmten den »frommen Storch« als Vorbild in der Befolgung des vierten Gebotes. Wenn also der Storch (angeblich) die neugeborenen Kinder bringt, dann mahnt er dieses Haus zu jenem Fundament, das allein die Familie zu erhalten vermag, zu gegenseitiger Achtung und Liebe, zur Kindesliebe ebenso wie zur Elternliebe. Das zum Brauchtum verformte

Ritual, das uralte Verhaltensformen (eben die als Lebensform verstandene »Frömmigkeit«) bewahrt, prägt den Alltag anders, als die rationalisierende Moderne meint.

Was sich an Zeremonien und Ritualen, an Glauben und Aberglauben, an Gebet und Magie um die Lebensübergänge rankt, hat der Ethnograph Arnold van Gennep 1909 in einem Buch beschrieben, das zum Kultbuch der Ritualforschung geworden ist: *Les rites de passage* (das heißt: *Die Rituale des Übergangs*). Demnach sind besonders die Übergangsphasen des Lebens, Geburt, Erwachsenwerden, Heirat und Tod, von Ritualen umgeben, die in Literatur ebenso ausgeprägt erscheinen wie im Brauchtum. Das Werk des Matthias Claudius zum Beispiel, des Dichters jener »Hausfrömmigkeit«, die noch im 18. Jahrhundert auch das Staatswesen getragen hat, ist von solchen Übergängen erfüllt und läßt sich thematisch nach diesen in einer großen Familie alltäglichen »Passagen« ordnen. Die Hochzeit und ihre Gedenktage, die noch nicht in Kliniken geschehenden Geburten und das alltäglich gegenwärtige Sterben in einer Zeit, in der die Kindersterblichkeit als Versagen der Medizin empfunden wurde, sind die bevorzugten Themenstränge seines hiobartigen, »frommen« und zugleich gegen die Hinfälligkeit des Menschen protestierenden Werkes. Dieses Werk ist selbst ein Übergang, angesiedelt an der Grenze, an der die große Haushaltsfamilie in die bürgerliche Kleinfamilie übergang. Die Literatur hat dabei die Verhaltensformen der »guten alten Zeit«, vor allem die herausgehobene und geachtete Stellung der Frau im »ganzen Haus«, in eine Zeit zu retten versucht, in der die Frauen zu Prestigepartnern degradiert wurden und als die Projektionsfläche männlich bestimmter Liebesvorstellungen erschienen. Erst Goethe hat – nach Rahel Varnhagens Befund – die Frauen als Frauen entdeckt, sie nicht in den überlieferten Geschlechtsrollen dargestellt, wie sie die Alten gekannt haben, sondern als Personen, als Individuen, den Männern in der richtigen »Menschengröße« durchaus gewachsen, ihnen nach romantischer Vorstellung in der Liebeskunst, der erotischen ebenso wie in der karitativen, sogar weit überlegen. »Die Alten«, schrieb

sie am 14. September 1827 an ihren Mann, Karl August Varnhagen von Ense, »hatten das Weib: die Mutter, die Tochter, die Schwester. Wir haben diese Urgestalten *im Lichte* der Frauen (Frauenlicht sollte es eigentlich heißen). *Wir haben Frauen*, und die hat Goethe beim Schopf gehalten und ihnen tief durch die Augen ins Herz geschaut, jedes kleinste Winkelchen im »Labyrinth der Brust.« Goethe ist daher auch im Umfeld des von ihm differenzierten Wortfeldes »fromm« und »Frömmigkeit« der modernere Dichter als Matthias Claudius. Er vertritt die Weltfrömmigkeit, im Unterschied zur verbreiteten, noch von seiner Mutter gepflegten Hausfrömmigkeit, eine in der Welt tätige Frömmigkeit, die sich in Handeln und Tun mehr als in Gebet und Meditation ausdrückt.

»Fromm« ist wie »Frömmigkeit« polysem (das heißt mehrdeutig). Claudius hat die antiken Bedeutungen von *pietas* stärker bewahrt als Goethe. Aber auch Goethe hat eine sehr alte Bedeutung von »fromm« bewahrt, jene, die auf Tätigkeit, auf Nützlichkeit und Tüchtigkeit verweist, wie sie in der Redensart »zu Nutz und Frommen« lange erhalten blieb. Er hat Claudius und Jean Paul, den Liebling der lesenden Frauen seiner Zeit, als allzu gemütvoll kritisiert und den täglichen, ja stündlichen Nutzen (auch der Poesie) als den Kern seiner Weltfrömmigkeit proklamiert. »Frömmigkeit«, heißt es in Goethes *Sprüchen in Prosa*, sei »kein Zweck, sondern ein Mittel, um durch die reinste Gemütsruhe zur höchsten Kultur zu gelangen. Deswegen [fährt er, gegen den Quietismus seiner Zeit gerichtet, fort] läßt sich bemerken, daß diejenigen, welche Frömmigkeit als Ziel und Zweck aufstecken, meistens Heuchler werden«.

STERNE DER GEBURT, DER LIEBE, DES TODES

Die erste aller Übergangsphasen des Menschen, die des Übergangs aus dem Mutterleib ins Leben, ist von Zeremonien und Ritualen umgeben, die Frömmigkeit und Magie derart mischen, daß daraus eine Kulturgeschichte der Menschheit abge-

leitet werden könnte. Ganze Bibliotheken wurden über die rechte Behandlung von Mutter und Kind in der Geburtsstunde geschrieben, aber auch über jene Frauen, welche den Müttern in dieser Stunde als Hebammen beistehen, deshalb mit den Geheimnissen der Frauen vertraut sind und in frauenfeindlichen Zeiten als erste dem Verdacht der Zauberei und entsprechenden Verfolgungen ausgesetzt sind. Friedrich Spee von Langenfeld hat eine besondere Art von Frömmigkeit bewährt, als er (1631) versuchte, den als Hexen verdächtigten und damit im Verständnis ihrer Umgebung bereits verurteilten Frauen Namen und Stimme, Individualität und Personsein zurückzugeben und sie damit von einer Urteilspraxis abzurücken, die sie als Geschlechtswesen beurteilt und verurteilt hat. Die Wiederentdeckung gerade dieses barocken Autors durch die Romantiker verweist auf eine neue, intensiv erfahrene Phase der Frömmigkeit, die noch in der Literatur des Widerstands gegen die nationalsozialistische Verfolgung wirkte. Bei Friedrich Spee trauert die Natur, trauern Mond und Sterne mit dem von Menschen gequälten Menschensohn, der in seiner Ölbergsangst tatsächlich ganz Mensch unter Menschen ist. Nur geringfügig hat Clemens Brentano in seiner Ausgabe von Spees *Trutz-Nachtigal* (1817) die Strophen von Christi Angstlied am Ölberg verändert und ihm so den kräftigen und unmittelbaren Ton der Frühzeit belassen:

Doch Sinn und Mut erschrecken tut,
Soll ich mein Leben lassen,
O bittre Tod! Mein Angst und Not
Ist über alle Maßen. ⟨...⟩

Der schöne Mon will untergohn,
Vor Leid nit mehr mag scheinen,
Die Sternen lahn ihr Glitzen stahn,
Mit mir sie wollen weinen.

Kein Vogelsang noch Freudenklang
Man höret in den Lüften,

Die wilden Tier trauern auch mit mir,
In Steinen und in Klüften.

Die Sterne am Himmel, wie sie auf- und untergehen, wie sie funkeln, verblassen und eines Tages verschwunden sind, gehören seit alters zu einem Erfahrungsraum der Frömmigkeit, in dem die Menschen ihr Schicksal gespiegelt sahen, es zu erkunden, es vorherzusehen, es zu zwingen suchten. Schon in der späten Antike, also spätestens seit der Zeit von Jesu Geburt, war der Glaube weit verbreitet, daß für jeden neugeborenen Menschen ein Stern am Himmel aufgeht, der ihn, hell oder schwach leuchtend, durchs Leben begleitet und vom Himmel fällt, wenn dieser Mensch stirbt. »Wo ist der neugeborne König der Juden?« fragen die Weisen aus dem Morgenland bei Matthäus 2,2. »Wir haben seinen Stern gesehen im Morgenland und sind kommen, ihn anzubeten.« Wer unter einem guten Stern geboren ist, so sagt eine verbreitete Redensart, wird ein glückliches und erfülltes Leben führen, doch schon im 11. Jahrhundert finden sich erste Warnungen, sich dem Geburts- oder dem Lebensstern abergläubisch anzuvertrauen. Als in der europäischen Zeitenwende, im Zeitalter der Aufklärung, das Zutrauen in die lange Zeit als eine Art von Wissenschaft betriebene Astrologie zu schwinden begann, konnte aus dem Ritual des Geburtshoroskops ein literarischer Motivstrang werden, wanderten Elemente einer tradierten und absterbenden Frömmigkeit in Literatur ein, in der das alte Sternwissen geborgen und Magisches übersetzt wurde in die Weisheit der Poesie. Matthias Claudius hat den alten Sternenglauben für ein Lied auf den Tod seiner zwanzigjährigen Tochter Christiane (1796) verwendet. Den Herausgebern von *Des Knaben Wunderhorn* hat dieses Lied so gut gefallen, daß sie es unter ihre »alten deutschen Lieder« (1808) aufgenommen, es mit *Der verschwundene Stern* überschrieben, aber mit dem Verfassernamen gezeichnet haben. Vom unmittelbaren Anlaß, dem Tod Christianes, haben sie es damit abgerückt, es aber dadurch zu einem Volkslied gemacht, das den Trennungsschmerz der Liebe so allgemeingültig singt, wie

in jedem Abschied der Vorschein des Sterbens enthalten ist. Außer der Überschrift haben sie am Text ihrer Vorlage nichts verändert:

Es stand ein Sternlein am Himmel,
Ein Sternlein guter Art;
Das tät so lieblich scheinen,
So lieblich und so zart.

Ich wußte seine Stelle
Am Himmel, wo es stand;
Trat abends vor die Schwelle
Und suchte bis ich's fand.

Und blieb dann lange stehen,
Hat große Freud in mir;
Das Sternlein anzusehen,
Und dankte Gott dafür.

Das Sternlein ist verschwunden,
Ich suche hin und her;
Wo ich es sonst gefunden;
Und find es nun nicht mehr.

Die Lyrik Clemens Brentanos, eines der Herausgeber von *Des Knaben Wunderhorn*, belegt, daß die Thematik dieses Liedes vom Schmerz des trauernden Vaters auf den Schmerz der Trennung von der Liebsten umgelenkt wurde. »Einsam will ich untergehn«, beginnt eines seiner Lieder für Luise Hensel. Er hat es im August 1817 für die von ihm umworbene junge Frau geschrieben und es nochmals, in einer überarbeiteten Fassung, seiner Altersliebe Emilie Linder geschenkt, nun unter dem Titel *Kettenlied eines Sklaven an die Fesselnde zur letzten Stunde des Jahres 1834 geschlossen*:

Einsam will ich untergehn
Keiner soll mein Leiden wissen,